

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 2

Artikel: Im Land der Neuen Blume gehen Knospen auf : Entwicklungsarbeit in Aethiopien

Autor: Weilenmann, Gottfried

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

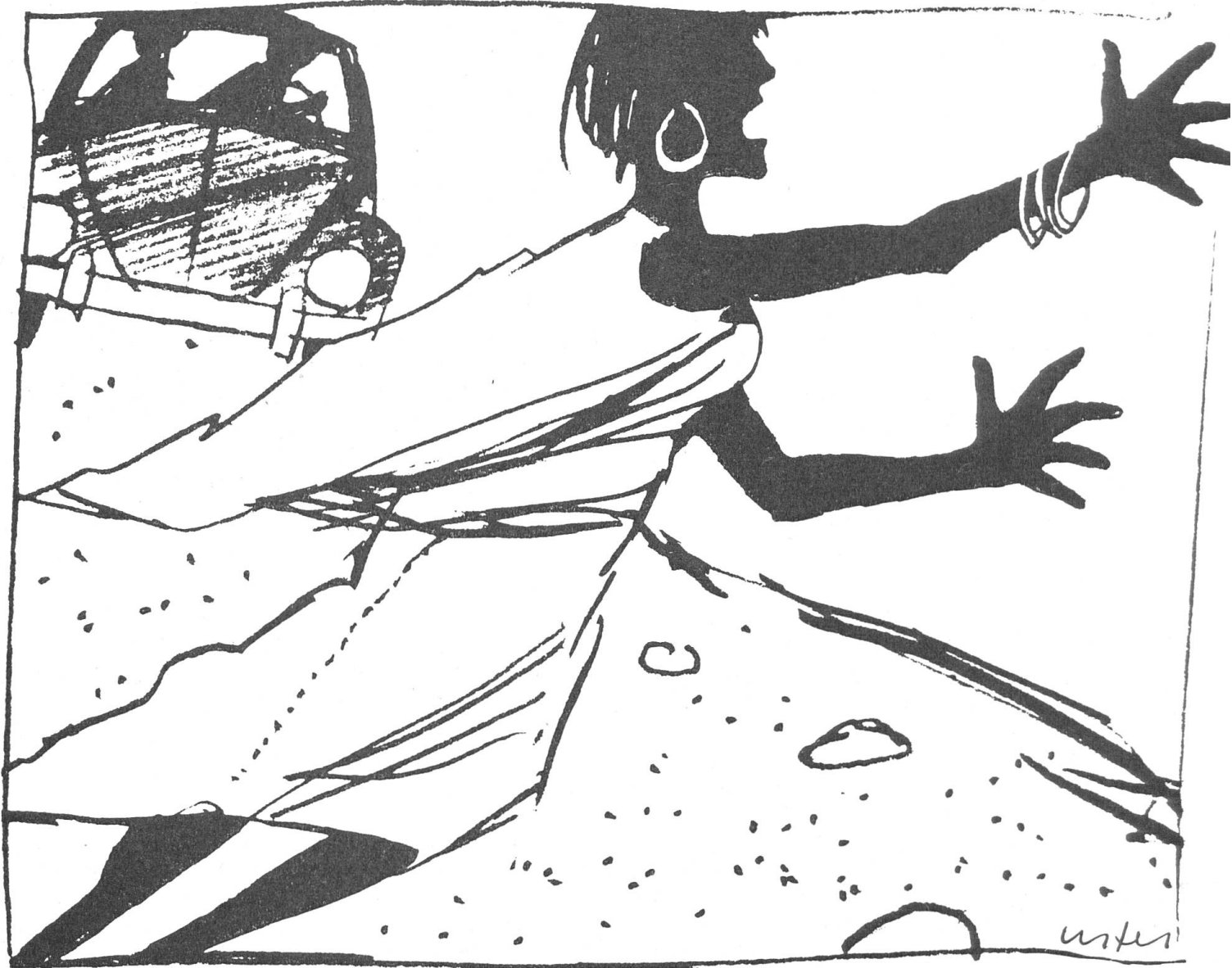


Illustration Hans Uster

Im Land der Neuen Blume gehen Knospen auf

Entwicklungsarbeit in Aethiopien

Von Gottfried Weilenmann

«Fliegen Sie zum ersten Mal nach Addis Abeba?»

Ich nickte.

«In diesem Fall: herzlich willkommen in meiner Heimat», lächelte die schwarze Hostess, «wir fliegen nämlich seit einigen Minuten über Aethiopien. Sehen Sie die grünen Hügel, die wilden Schluchten? Und dort, jene Punkte: das sind Hütten, da leben die Bauern. Die Leute sind eben furchtbar arm.»

«Die Leute sind furchtbar arm!» Das hatte mir auch mein Direktor im Internationalen Arbeitsamt in Genf gesagt. «Wie soll man ihnen helfen?» war auch seine Sorge. «Hilfsgelder versickern, weil nie-

mand Geld verwalten kann. Projekte werden nicht ausgeführt, weil die Administration nicht durchgreift, dazu nicht im Stande ist. Deshalb muß als Voraussetzung für eine wirksame Hilfe eine gute öffentliche Verwaltung geschaffen werden. Ihre Aufgabe, Herr Weilenmann, ist es nun, Verwaltungsschulen einzurichten! Je schneller Sie das tun, umso eher kann den armen Teufeln geholfen werden!»

Am ersten Morgen stehe ich vor dem Hotel. Ich suche ein Taxi. «Hallo, Taxi!» Ein Fiat 600 kommt. Der Fahrer schaut aus dem Fenster. Ich sage:

«Menelik-Platz». Er schüttelt den Kopf und fährt weg. Komisch.

Da, wieder so ein blaues Wägelchen. «Hallo, Menelik-Platz! . . .» er fährt weg.

Und so weiter.

Endlich hält einer an, obwohl er besetzt ist.

«Me-ne-lik-Platz!» Kopfschütteln. Aber der Fahrgast reagiert; er bittet mich einzusteigen. «Buon giorno», begrüßt mich der alte Aethiopier. «Wissen Sie, die Straßen sind hier nicht angeschrieben. Und, wenn sie angeschrieben wären, wer könnte das schon lesen? Die Leute kennen auch die Namen nicht. Wenn Sie in die Gegend des Menelik-Platzes wollen, müssen Sie ‚Giorgis‘ sagen. So heißt die Kathedrale dort.»

Es wäre wirklich schwierig, alle Wege zu benennen. Addis Abeba (das heißt: Neue Blume) ist nämlich nicht eine eigentliche Stadt, viel eher ein Siedlungsgebiet mit gegen 500 kleinen Dörfern, die in Eukalyptuswäldern versteckt sind. Zwischendurch führen einige Straßen. An diesen stehen die Häuser, die an Wasser- und Elektrizitätsversorgung angeschlossen sind, also Ministerien, einige Wohnblöcke, wenige Geschäftshäuser, Spitäler. In den Lehmhütten der ärmeren Leute gibt es keine Installationen.

Vetter oder Fachmann?

Ich beginne mit meinen Konsultationen. Zuerst gehe ich zum Personalchef des Innenministeriums. Wir haben «auf 9 Uhr» abgemacht. Einige Minuten zu früh stehe ich vor der Büro-Türe. Er ist noch nicht da. 9 Uhr 15, niemand. 9 Uhr 30, immer noch nichts. Zu dumm, daß ich mit den Wächtern vor der Türe nicht sprechen kann. 9 Uhr 40: ein Deutscher kommt. Er sei Kaufmann, seit einigen Jahren hier. «Auf 9 Uhr haben Sie abgemacht. Ja, wissen Sie, hier beginnt die Stundenzählung eben um 6 Uhr früh! Wenn die Aethiopier 9 Uhr sagen, dann ist das also bei uns 15 Uhr nachmittags.»

Man muß alles lernen. Ich komme am Nachmittag wieder ins Ministerium . . . und der Personal-Generaldirektor ist wieder nicht da. Das sei immer so, Verabredungen würden nicht eingehalten, sagt man mir. Dabei tragen alle höheren Beamten stolz eine Uhr.

Der Grund meiner vielen Besprechungen ist folgender: Die kaiserliche Regierung wünschte, daß ich die Staatsangestellten schule. Das wollte nun aber nicht heißen, daß die einzelnen Ministerien, Abteilungen und Regierungsagenturen, wie Staatsbank,

Druckereien, Transportunternehmen und Hotels, die der Regierung gehören, das auch wünschten. Schulung bringt eben einen neuen Faktor ins Rekrutierungssystem. Wenn bisher jemand eine Stelle wollte, so kam es vor allem auf verwandtschaftliche Beziehungen oder auf den Geldsack an. Wenn nun Wissen und Können die Hauptrolle spielen sollten, geht den Verkäufern von Posten eine Einnahmequelle verloren, und Neffen und Freunde können nicht mehr so leicht in den Staatsdienst geschmuggelt werden.

Die höchsten Regierungsstellen haben glücklicherweise meine Arbeit unterstützt und den Kampf gegen Bestechungen und Nepotismus aufgenommen. Ato Mamo Tadesse, der glänzende Staatsminister im Premierministerium, wurde Personalchef für die ganze Regierung und stellte die Rekrutierung auf die neue Basis.

Die mittleren Führungsstufen sahen diese Entwicklung nicht gern. Ihre lukrative «Stellenvermittlung» wurde ausgeschaltet. Und das untere Kader hatte regelrecht Angst vor meiner Tätigkeit. Begreiflich, denn ein Bürochef oder Chefbuchhalter hatte doch selbst überhaupt keine berufliche Ausbildung genossen. Jetzt sollten seine Untergebenen geschult werden, und Prüfungsergebnisse sollten für die Beförderung eine Rolle spielen. Das wirkte wie ein Todesurteil für den Chef.

Um diese Widerstände zu überwinden, blieb nichts anderes übrig, als zuerst Seminarien für höhere Beamte, vom Vizeminister bis hinunter zum Direktor, und Kurse für das untere Kader durchzuführen.

Erfreulich ist, daß die Aethiopier diese Bildungsmöglichkeiten rege benützten: Das Direktoren-Seminar wurde dreifach durchgeführt. Die Kurse für die Chefs von Buchhaltung, Registraturen, Korrespondenz- und Personalabteilungen und der administrativen Dienste, die zum Teil vier bis zwölf Wochen halbtags und während der Bürozeit, zum Teil während eines ganzen Jahres am Abend stattfanden, mußten wiederholt werden.

Die Broschüren, die ich für diese Fachkurse schrieb, wurden eifrig besprochen, zum Teil sogar auf Amharisch, das heißt in die Amtssprache übersetzt und als Dienstanleitung herausgegeben.

Ehret die Toten!

Meine Arbeit ging gut voran. Nach und neben den Kaderkursen konnte ich das Schulungsprogramm für

Angestellte ausarbeiten und durchführen. Die zukünftigen Staatsbeamten werden sechs Jahre normale Primarschule durchlaufen und dann vier Jahre lang Handels- und Verwaltungsabteilungen der Mittelschulen besuchen. Die gegenwärtigen Beamten sollen durch Abendkurse ausgebildet werden.

Nachdem meine Lehrprogramme von einem Komitee für kaufmännische Berufsschulung genehmigt waren, bildeten wir Experten Aethiopier als Lehrkräfte aus: für Stenographie, Maschinenschreiben, Korrespondenz, Betriebslehre, Bürotechnik. Für Buchhaltungsunterricht erhalten wir Leute vom amerikanischen Friedenskorp.

Die meisten Schulbücher mußten zuerst geschrieben werden. Einzig für Maschinenschreiben war ein brauchbares, amerikanisches Arbeitsheft vorhanden. Im Rechnen wurde bisher ein englisches Büchlein verwendet, das den Schülern nur zeigte, wie man mit Zoll und Fuß, mit englischer Tonne und Unze rechnet. Dabei hat Aethiopien schon vor vielen Jahren das metrische System eingeführt!

Zusammen mit einem norwegischen Experten ergänzte ich ein amerikanisches Buchhaltungsbuch. Meinen Assistenten zeigte ich, wie man ein Korrespondenzbuch schreibt. Und damit gab es erstmals in der vieltausendjährigen Geschichte dieses Landes eine Anleitung, wie man Briefe in der Amtssprache verfaßt.

Ein Schweizer Missionar, Werner Sidler, und Aethiopier halfen mir, eine amharische Stenographie zu entwerfen. Zuerst suchten wir ein passendes System. Da die Aethiopier in ihrer Schrift die Vokale an den Konsonanten darstellen, drängte sich eine Stenographie à la Stolze-Schrey auf. Dann führten wir mühsame Erhebungen über die Häufigkeit von Lauten, Vor- und Nachsilben, Stämmen und Worten durch. Dem häufigsten Laut teilen wir das einfachste stenographische Zeichen zu, und aus den Lautzeichen leiteten wir die Kürzungen für Silben und Worte ab.

Und dann mußten die Lehrbücher geschrieben werden! Werner Sidler übernahm die Riesenarbeit: das Buch für die amharische Stenographie. Er mußte es von Grund auf neu schaffen, alle Beispiele und Übungen zusammenstellen und erfinden. Das war wahrhaftig nicht einfach. Wenn er zum Beispiel in Kapitel 5 den Laut «a» einführt, darf er vorher diesen Laut nicht verwenden. Und wenn die Vorsilbe «ent-» erst in Kapitel 12 vorkommt, dann darf kein Wort mit «ent-» vorher vorkommen.

Leider war der Verkehr mit dem Erziehungsministerium sehr mühsam. Dieser Zweig der Regierung war räumlich so schlecht untergebracht, daß viele wichtige Dokumente verloren gingen. Aber ein neues Gebäude war seit einiger Zeit im Bau.

Eines Tages ruft mich der Minister. Ich betrete sein Büro: «Guten Tag, Exzellenz.» – «Oh, Herr Weilenmann. Wir haben ein Problem. Wir sollten in zwei Wochen das neue Gebäude beziehen. Jetzt wissen wir gar nicht recht, wer in welches Büro muß. Könnten Sie uns eine Raumverteilung machen?»

«Aber, Exzellenz, wie steht es denn mit dem Raumprogramm?»

«Haben wir nicht. Wir haben gebaut und jetzt wollen wir sehen, ob es geht.»

Ich nahm den Auftrag an. Dafür war ich ja da.

Zuerst wollte ich abklären, wieviele Leute im ganzen Ministerium arbeiteten. Der Minister meinte, er brauche 225 Personen. Der Finanzchef sagte mir aber, auf der Lohnliste seien 435. Tatsächlich angestellt waren 325. Da stimmt doch etwas nicht. 325 Leute arbeiten und 435 beziehen Lohn!

«Sie vermissen 110 Menschen», wird mir bedeutet. «Wir auch. Das sind unsere Toten, denen wir ein treues Andenken bewahren.»

«Aber, was geschieht denn mit dem Gehalt der lieben Toten?»

«Das verteilen wir den höheren Angestellten!»

Ich bin platt. Da beziehen sie Lohn für Leute, die längst gestorben sind!

Mein wohl übertriebenes Gefühl für sauberes Finanzgebaren veranlaßte mich, dies bei Gelegenheit einem Chefbeamten des Finanzministeriums zu erzählen. «Pßt», machte er, «das tun wir selbst auch!»

Geburtstag durch Verfügung

Was soll man gegen solche Totenehrungen tun? Aethiopien kennt kein Zivilstandswesen in unserem Sinn. Todesfälle werden nicht registriert, und Kinder kommen auch einfach auf die Welt, ohne daß der Staat von ihnen Notiz nimmt. Die Leute haben recht liberale Auffassungen. Unsere Haushilfe, wir schätzen sie auf 22 Jahre, hat zwei Kinder von verschiedenen Vätern. Die Kleinen wohnen in ihrem Dorf, bei der Familie. Prostitution gilt als etwas ganz Normales. Addis Abeba hat 5000 kleine Bordelle mit 25 000 Mädchen, bei einer Einwohnerzahl von etwa 450 000.

Auch da gibt es viele Geburten, die nicht erfaßt werden.

Die Heirat hat nicht die selbe Bedeutung wie bei uns. Die Frau nimmt nicht den Namen ihres Mannes an. Sie ist also auch äußerlich nicht seine ewige Gefährtin. Und dann werden nur etwa fünf Prozent aller Ehen in der Kirche, also für immer geschlossen. Die anderen 95 Prozent sind eine Art Eheverträge, entweder auf Zeit, etwa auf fünf Jahre, oder auf unbestimmte Zeit. Allerdings sind auch diese Verträge von jedem Partner einseitig kündbar.

In der öffentlichen Verwaltung ergeben sich auch aus diesen Verhältnissen unendliche Schwierigkeiten. Da wurde zum Beispiel ein Pensionsgesetz eingeführt. Aber wer weiß schon, wie alt er ist? Und wie soll man pensionieren, wenn man das Lebensalter nicht kennt?

«Vielleicht könnte man die Geburtstage auf administrativem Wege bestimmen», meint ein deutscher Experte, «während des Krieges, bei Bombardementen, haben wir jeweils die Todesstunde auch selbst festgelegt.»

Wir fünf Experten, die mit dem Premierministerium direkt zusammenarbeiten, und unsere Hilfen, die Aethioper, die nach unserer Abreise die Arbeit weiterführen sollen, treffen uns zu einer «brain-storming»-Konferenz. Das Resultat: jeder Beamte wird nach einem bestimmten Schema befragt. Das Spiel ging so:

Wie groß bist du gewesen, als Ras Teferi Makonnen zum Kaiser Haile Selassie gemacht wurde? – «Da war ich noch nicht auf der Welt.» Dieser Beamte ist also nach 1930 geboren worden. «Wie groß bist du gewesen, als die Italiener kamen?» – «Ganz klein». Er ist also vor 1935 geboren. «Und wie groß, als der Kaiser zurück kam?» – «Etwas größer als der Tisch.» Im Jahr 1941 war er also etwa sieben Jahre alt. Verfügung: Geboren im Jahr 1934.

Der Geburtstag richtet sich nach dem Namen. Ein Herr Abate bekommt den 1. Januar, ein Fräulein Zewditu den 31. Dezember.

Ich habe hier der Verständlichkeit halber Angaben aus unserer Zeitrechnung verwendet. In Aethiopien gilt der Gregorianische Kalender aber nicht. Die Christen und die Administration gehen dort nach dem Julianischen Kalender. Sein Neujahr ist der 11. September. Das Jahr hat 13 Monate, nämlich 12 zu 30 Tagen und einen mit 5 Tagen. Jetzt ist 1957. Die Moslems beginnen ihr Jahr am 4. Juni. Jetzt ist für sie 1384.

Wie es aussehen könnte

Oft wurde den Regierungen von den wirtschaftlich zurückgebliebenen Landesteilen vorgeworfen, sie seien nur am Fortschritt der Hauptstadt interessiert. Die kaiserlichen Minister wollten diesen Fehler nicht machen. Sie versuchten deshalb, auch die «Kantone» (eigentlich General-Gouvernorate, die «Tekla Gisat» heißen) und die Bezirke (Provinzen, «Awradscha Gisat») zu modernisieren. Drei Experten, einer für Organisationsfragen, ein Personalspezialist und ich für die Schulung, wurden ausgeschiedt, um in den großen nördlichen Landesteilen Wollo, Tigre und Eritrea die administrative Entwicklung voranzutreiben.

Mit zwei Wagen, einem Mercedes und einem Volkswagen, fuhren wir los. Zuerst durchquerten wir einige Stunden lang die Hochebene. Das Land ist braun, verbrannt von der kräftigen Sonne, ausgetrocknet vom Wind, der von den Wüsten heraufkommt. Endlos kommt mir das Plateau vor. Aber es scheint nur endlos. Wenn man die Straße verläßt, steht man plötzlich vor einem senkrechten Absturz. Vierhundert oder fünfhundert Meter tiefer liegen auf der Talsohle einige Häuser. Und tausend Meter in der Waagrechten steigt wieder eine Felswand auf, und dahinter geht die Ebene weiter.

Die Straße steigt an. Aethiopien ist, wenigstens teilweise, ein Hochland, das von einem Randgebirge umgeben ist, also eine Art Suppenteller. Wir klettern nun den inneren Rand des Tellers empor. Die Straße ist herrlich ins Gelände gelegt. Man muß den italienischen Ingenieuren ein Kompliment machen. In der kurzen Besetzungszeit von fünf Jahren haben sie ein Netz von einigen tausend Kilometern Straßen gebaut. Damals waren diese wichtigen Verbindungsachsen geteert. Heute ist der Belag weg, und grober Schotter nagt an den Reifen.

Bald sind wir an der Außenseite des Suppentellers. Die Hänge, dem Roten Meer zugekehrt, bekommen hier etwas mehr Regen als das Innere des Landes. Und darum ist alles grün: Hirsefelder, Bananen und Papayas (eine melonenähnliche Frucht)! Die Leute scheinen geradezu reich.

Wie das Land aussehen könnte! denke ich – wenn die Bewohner etwas Initiative hätten. Könnten sie nicht, anstatt das viele Wasser der Regenzeit einfach weglaufen zu lassen, Naßfelder anlegen wie die Japaner, oder Reservoirs ausheben wie die Inder?

Die Nacht verbringen wir in Dessie, der Hauptstadt

von Wollo. Es gibt hier eine richtige Mittelschule, die über Werkbänke und sogar über dreißig Schreibmaschinen verfügt. Sie hat auch ein eigenes Orchester.

Der aethiopische Direktor begrüßt mich auf deutsch mit einem freundlichen: «Guten Tag, Herr Weilenmann». Auf mein erstauntes Gesicht hin erklärt er: «Ich habe in Deutschland gearbeitet. Zuerst wurde ich Schreiner, dann lernte ich die Metallbearbeitung, und schließlich machte ich eine Elektrikerlehre.» Er ist stolz, Leiter der einzigen voll ausgerüsteten Mittelschule zu sein. «Aber wissen Sie, von Handel und so verstehe ich nichts. Auch das sollten wir unbedingt haben. Fein, daß Sie kommen!»

Beim Abendessen berichtet der Direktor von seinen Problemen: «Unsere Kinder sprechen daheim Amharisch, Gallinisch, Tigrinisch oder sonst einen Dialekt. Dann kommen sie in die Schule, und der Unterricht wird auf Englisch erteilt. Die Kleinen verlieren Jahre, bis sie den Lehrer überhaupt verstehen. Am schlimmsten ist es mit Lehrern und Schulbüchern aus England und aus Amerika. Diese verwenden so viele verschiedene Ausdrücke, daß die Schüler den Stoff überhaupt nie erfassen. Deutsche, oder auch Schweizer, die Englisch sprechen, sind viel besser, weil sie nur einen beschränkten Wortschatz verwenden. Aber auch hier: Unsere Schüler lernen nicht halb so viel, wie sie eigentlich sollten. Amharisch unterrichten? Erstens haben wir in unserer Sprache noch zu wenig Ausdrücke, um technische Dinge erklären zu können, und zweitens sind wir sicher noch für Jahrzehnte auf ausländische Lehrkräfte angewiesen. Sollen die Kinder Amharisch lernen, mit über 250 Schriftzeichen und einer komplizierten Grammatik?»

Ich freue mich darauf, hier eine Verwaltungs- und Handelsschule für zweihundert lernbegierige Aethiopier einzurichten.

Der Geist im Nacken

Nach einigen Tagen fahren wir weiter. Die Gegend wird bergiger. Wir haben bereits etwa fünf Pässe hinter uns, als wir durch die kleine Provinzstadt Waldia fahren. Auf der breiten, leeren Straße bleibe ich auf zügigen sechzig Stundenkilometern.

Da plötzlich: ein weißes Kleid flattert vor mir auf der Straße. Auf die Bremse, Steuer herumreißen – und schon kracht es. Jemand liegt für einige Sekunden auf der Haube des VW und stürzt dann in den Straßengraben: eine Frau. Sie wimmert und stöhnt.

VEXIERBILD ENDE 19. JAHRHUNDERT



Wo ist die Katze?

Rundherum schrille Schreie. Die Bevölkerung läuft zusammen. Weiber stimmen Totengesänge an. Bald sind wir von sicher hundert drohenden Menschen umringt. Jetzt kommen Polizisten. Sie vertreiben die Gaffer. Wir betten die Frau in den Schatten. Mir ist elend zu Mute, elend, elend. Mein Freund, Dr. Schirrmacher, schaut das Opfer an. Dann kommt er rufend auf mich zu: «Abah, Gottfried, die hat doch nisch. Die tut nua so.»

Trotz des Durcheinanders findet mein Assistent heraus, daß es hier ein Missionsspital gibt. Mit dem Mercedes wird die Frau hingefahren. Inzwischen befaßt sich die Polizei mit mir: «Warum sind Sie hier? Wer hat es Ihnen erlaubt, nach Waldia zu kommen? Was für ein Auto ist das?» Ich meine dann, eigentlich sollte man festhalten, wie der Unfall sich zugezogen habe und wer die Schuld trage. «Schuld?» – die Polizisten schauen mich entgeistert an. Schuldig sei ich!

Jetzt kommt der Polizeihauptmann. Er sagt, die Bremsspur müsse gemessen werden. Einige Polizisten gehen weg. Nach einer Viertelstunde kommen sie zurück mit der Meldung, im ganzen Ort sei kein Meter aufzutreiben. Da kann ich aushelfen. Aber mein Meter wird zuerst abgelehnt, denn der sei sicher falsch. Ich zeige auf den Aufdruck darauf und sage, das beweise die Echtheit. Die Inschrift lautet: «Gärtnerei Spross, Zürich». Es ist ein Werbegeschenk, das ich durch meinen Bruder einmal bekommen habe!

Der Mercedes kommt zurück. Die Frau jammert immer noch furchtbar. Der Arzt hat am Bein eine kleine Schürfung gefunden, sonst nichts. Aber die Polizei akzeptiert den Befund nicht. Ein Regierungsspital müsse entscheiden. Also werden das Opfer, ihr Bruder, ein Polizist und mein Assistent in den VW geladen und los geht es, hundertzwanzig Kilometer durch die Berge.

Am anderen Tag finde ich heraus, daß es hier ein Telephon gibt. In einer Stunde habe ich Verbindung mit Addis Abeba. «Was soll ich tun. Ich bin nicht schuld, hallo, was ich tun soll?» – «Also, bestechen Sie den Polizeichef.» «Was, bestechen. Fällt mir nicht ein. Ich bin nicht schuld, hören Sie.» – «Spielt keine Rolle. Zahlen Sie der Polizei genug, und der Fall ist erledigt.» «Ich finde das unglaublich. Ich will mit dem Vertreter von Lloyds-Versicherung verbunden werden.»

«Ja, hier Lloyd, ich verstehe . . . ich verstehe. Ja, geben Sie ein großes Schmiergeld . . . ja, das vergüten

wir Ihnen. Nein, Prozeßkosten zahlen wir nicht, absolut sinnlos. Justiz ist unbekannt. Nichts zu machen. Schmier Sie, wir bezahlen Ihnen die Auslagen zurück.»

Und so geschieht es! Zwei Monatsgehälter will der Beamte, also etwa fünfzig Franken. Dann wird der Rapport zerrissen. Die Frau bekommt auch etwas und ist zufrieden.

Zum Schluß frage ich sie: «Aber warum sind Sie so unvorsichtig vor mein Auto gerannt?» Sie beginnt zu sprechen. Mein Dolmetscher will zuerst nicht übersetzen, aber dann kommt die Geschichte doch: «Ich bin, ich bin eben krank. Der Priester sagt, ich habe einen bösen Geist. Und, der böse Geist sitzt im Nacken. Jetzt habe ich unser Mittel angewendet. Wir rennen schnell vor einem Auto durch, dann wird der böse Geist hinten an uns überfahren, und wir sind gesund. Jetzt hat mich der böse Geist zurückgehalten. Darum kam ich unter das Auto. Ich muß schwer gesündigt haben, daß mich der böse Geist so quält!»

Die Stadt weint

Wieder in Addis Abeba zurück, geht das Leben weiter, wie vor der Reise in den Norden: Meine Assistenten sammeln Material, stellen Kapitel zu Schulbüchern zusammen. Ich korrigiere, gebe Anweisungen, schreibe schwierige Abschnitte selbst. Daneben laufen die Kurse für Lehrer und Chefbeamte. An den Abenden trifft man sich mit Freunden, oder es sind durchreisende Schweizer da, die wir gerne betreuen.

Am 17. Februar werde ich durch Schüsse aus dem Schlaf geweckt. Ich eile auf den Balkon. Vom Palast her böllert es. Revolution? Nein, dazu schießt es zu regelmäßig. Ich kleide mich an und fahre zu den Ministerien. Die Fahnen sind auf Halbmast. «Die Kaiserin, die Kaiserin!» rufen einige.

Kaiserin Menen ist gestorben. Sie galt als die Beschützerin der Kirche. Sie hat viel Gutes getan. Ihre Einnahmen soll sie aus ihren Ländereien und den Freudenhäusern von Addis Abeba bezogen haben.

Gegen 8 Uhr ist die Kunde überall. Die Bevölkerung strömt zum Palast. Gallas, das heißt Männer aus dem kaisertreuen Galla-Stamm, stürmen auf ihren wilden Pferdchen durch die Straßen. Die Stadt weint. Alles ist geschlossen, nur die Druckereien arbeiten. Ein Hofbefehl wird erlassen: «Nach Artikel 18 der revidierten Verfassung befindet sich Aethiopien während zwei Monaten in voller und während weiteren

drei Monaten in gemäßigter Staatstrauer.» Was das heißt? Zwei Monate schwarze Kravatte, zwei Monate dunklen Anzug, keine Musik, kein Kino, kein fröhliches Beisammensein!

Diplomaten, hohe Beamte, UNO-Personal, Offiziere drängen sich zum Palast. Sie müssen das Trauerprotokoll unterschreiben. Es ist fast nicht mehr möglich, aus dem kaiserlichen Park herauszukommen. Immer mehr Leute drängen sich herein. Dann wird die Route für den Trauerzug bekanntgegeben. Endlich verteilen sich die Leute etwas.

Am frühen Nachmittag wird die Kaiserin bereits zu Grabe getragen. Militär eröffnet die Prozession. Offiziere tragen auf Samtkissen die Orden der Verstorbenen. Dann folgt der Sarg. Und jetzt kommt alles, was Rang und Namen hat: Kaiser, Prinzen, Fürsten, Bischöfe, Generäle, Minister, Diplomaten, Professoren.

Noch zwei Tage lang ist alles geschlossen. Delegationen aus entfernten Provinzen kommen zu Fuß und zu Pferd, um ihre Trauer auszudrücken. Die Fabriken stehen still. Die Erntearbeiten bleiben liegen. Die Verwaltung ist lahmgelegt. Am vierten Tag darf man endlich wieder arbeiten. Aber viele Äthiopier denken gar nicht daran. Sie stehen verloren und traurig um den Palast herum.

Auch unser Institut ist nicht aktionsfähig. Der Kaiser hört davon. Sofort erläßt er über das Radio eine Proklamation. Inhalt: Das Leben geht weiter. Trauer ist kein Grund zum Nichtstun. Alle sofort an die Arbeit!

Die Majestät hat scharf gesprochen. Es wirkt. Wir haben wieder Personal im Büro. Aber jetzt sind wir aus einem anderen Grund nicht arbeitsfähig: Gemäß Verfassung darf während der ganzen Trauer, also fünf Monate lang, nur Papier mit schwarzem Rand verwendet werden! Und das haben wir nicht. Die Druckereien sind schon mit Aufträgen von allen Regierungsstellen überlastet.

Wir trauern also zwei Monate dahin. Am 18. April trage ich endlich wieder eine farbige Kravatte, die Kinos spielen, und man hört Musik. Das Land lebt . . . aber nicht lang!

24. April. Böllerschüsse vom Palast her. Fahnen auf Halbmast. «Der Prinz, der Prinz!» Prinz Sahle Selassie ist gestorben. Vierzig Tage volle Trauer und zwei Monate gemäßigte Trauer!

«Jä nu», meint ein Schweizer, «mer läbed halt im schwarze Erdteil!»

Ja, manchmal hatte ich das Gefühl, diese Menschen seien noch gar nicht erwacht. Zum Beispiel hungern sie und stellen es doch kaum fest. Sie haben gar nicht den Wunsch, etwas zu ändern und sehen auch keine Möglichkeit, mit ihren Mitteln etwas anzufangen. Es ist einfach so. Es war immer so.

Oder: Das Wasser benützen? Wozu auch? Man nimmt, was es gibt. Ursache und Wirkung zusammenbringen, das können sie nicht, auch wenn die Verhältnisse einfach liegen. Etwa: Ein Dorf liegt an einem Bergbach. Das Gewässer ist meistens friedlich und harmlos. Wenn über den Bergen ein Gewitter niedergeht, dann kommt der Bach aber als reißende Flut. Seit Jahren und Jahrhunderten konnten die Leute diesen Vorgang beobachten. Sie haben nun nicht gemerkt, daß das Gewitter die Ursache, die Flutwelle die Wirkung ist. Also lassen sie auch bei Gewittern ihre Kinder am Bach spielen und das Vieh dort trinken. Dann kommt das Hochwasser. Menschen und Tiere werden weggeschwemmt. Man ist traurig, weil der Flußgott gezürnt hat. Der Priester sagt das auch. Mit einigen Opfern kann man ihn besänftigen, und siehe da, das Opfer wirkt. Einige Stunden nach dem Gewitter ist der Bach wieder brav!

Im Grunde genommen glaube ich, daß das ganze Entwicklungsproblem eine Frage des Geistes ist, der Schulung, der Aufklärung und sicher auch der Religion. Die materielle Hilfe sollte nur den Weg dafür bereiten.